
SCHREIBEN IM NEUEN MILLENIUM –

Gespräche mit Karin Duve, Malin Schwerdtfeger und Julia Franck

Since the mid-90s, the German media has focused on a new group of younger women writers which has attracted the belittling label ‘das literarische Fräuleinwunder.’¹ While the creation of such a category is misleading, there are nonetheless compelling comparisons to be drawn between the texts, whose protagonists are often young women negotiating a space for themselves in a post-feminist, pop-consumerist society. In the texts, the body is frequently the locus of this struggle for identity, as the scene of both normative gender and the potential to undermine it. The following interviews were arranged with three very different writers who rapidly became well established and respected authors: Karen Duve, whose writing has links to pop literature, but with a gritty edge of realism and a decidedly feminist agenda; Malin Schwerdtfeger, whose new modernism offers a contrast, focusing on stories of adolescence, of becoming women; and Julia Franck, a more conventional storyteller, whose ‘Körperprosa’ is both erotic and subversive. The interviews provide insights into their views of themselves as women writing into the new millennium, their audiences and into the motivation behind their texts.

INTERVIEW MIT KAREN DUVE, 1. MAI 2004

MACNAB: Wen möchten Sie mit Ihren Büchern ansprechen?

KD: Ich denke überhaupt nicht an den Leser, wenn ich ehrlich bin. Man hat natürlich immer so eine Wunschvorstellung von einem Lieblingsleser, der einem möglicherweise sehr ähnlich ist oder der von dem Buch dann am meisten mitnimmt. Während des Schreibens denke ich überhaupt nicht daran, ob es eine Zielgruppe oder einen Markt dafür gibt. Das ist auch nicht mein Verständnis von Schreiben.

MACNAB: Möchten Sie etwas im Bewusstsein Ihres Lesers ändern?

KD: Ja, ich bin auch sehr missionarisch. Also, bei dem letzten Buch *Dies ist kein Liebeslied*, war es für mich zum Beispiel wichtig zu zeigen, dass es halt kein Spaß ist mit dieser Art von Essstörung, sondern dass das tatsächlich eine ernsthafte Sucht ist, an der Frauen leiden.

MACNAB: Hat die Literatur eine subversive Rolle?

KD: Ich glaube, das ist eine Ausnahme, dass ein Buch tatsächlich irgendwie gesellschaftlich etwas verändert. Mir fällt jetzt auch keines ein, das so etwas bewirkt hätte. Goethes *Werther* mit der Selbstmordwelle, die darauf gefolgt ist, ist ja sicherlich auch nicht als gesellschaftliche Veränderung zu sehen. Im normalen Fall wird jeder Zeitungsartikel mehr erreichen als ein ganzes Buch, weil er auch die Möglichkeit hat, sich aktuell zu äußern. Trotzdem wäre das für mich eine absolute Wunschvorstellung, ein Buch zu schreiben, das etwas verändert und etwas bewirkt.

MACNAB: Was halten Sie von dem Begriff *das literarische Fräuleinwunder*? Wie haben Sie auf die Sensationsmache der Medien reagiert?

KD: Ich finde den Ausdruck *Fräuleinwunder* grauenhaft – er ist wie ein Onkel, der einem auf die Schulter klopft. Ich habe aber bemerkt, dass er mir und allen anderen Frauen, die im Grunde sinnlos darunter zusammengefasst worden sind – es waren Mütter dabei, es waren Frauen über vierzig Jahre dabei, es waren Frauen dabei, die schon lange Zeit geschrieben haben, die schon einen Namen hatten – sehr genutzt hat. Ich kam damit zu unheimlich vielen Veranstaltungen, also Auftritten, auf denen ich dann gleichzeitig auch mein Buch vorstellen konnte. Ich hatte dadurch Fernsehauftritte, Radioauftritte; bei jeder einzelnen dieser Einladungen hatte ich auch die Gelegenheit, mich davon zu distanzieren. Ich würde heucheln, wenn ich behaupten würde, dass ich mich über die ganze Sache geärgert hätte, denn sie hat mir unwahrscheinlich genutzt und sehr vielen anderen Frauen auch.

MACNAB: Welche Rolle spielt der weibliche Körper in Ihren Büchern?

KD: Die Hauptrolle, nicht? Also, dieser weibliche Körper ist ja eben auch ein Schlachtfeld, auf dem Interessenkonflikte ausgetragen werden. Ich wehre mich gegen den Begriff des Geschlechterkampfes. Kampf heißt immer, dass zwei sich gleichrangig gegenüberstehen und sich gegenseitig etwas antun; aber das Verhältnis zwischen Männern und Frauen als Geschlechterkampf zu bezeichnen, halte ich für genauso unsinnig wie im Verhältnis von Inzestopfern und Tätern von einem Generationenkonflikt zu reden.

MACNAB: In letzter Zeit haben viele TheoretikerInnen über den Körper als bedeutenden Teil der Identitätssuche geschrieben. Welche Rolle, glauben Sie, spielt der weibliche Körper für die Suche nach einem neuen weiblichen Selbstbewusstsein?

KD: Der weibliche Körper ist eine Möglichkeit, eine Lösung, einen Ausweg zu finden aus ausweglosen Situationen. Wenn man zum Beispiel das Gefühl hat, nicht geliebt zu werden - ein ganz existentielles Gefühl - dann ist das ist ein Gefühl, das sich nicht kontrollieren lässt. Und wenn man sich einfach einbildet, er würde mich lieben, wenn ich nur dünner wäre, es liegt an meinem Körper, dann hat man das Gefühl, die ganze Sache kontrollieren zu können. Es gibt aber noch einen zweiten Aspekt, und zwar glaube ich, dass Männer Frauen häufig als etwas Anderes empfinden, sie als zuviel empfinden, und dass Frauen das unterschwellig merken und versuchen, dieses Gefühl von ‚zuviel,‘ das gerade Männer, mit denen sie irgendwie partnerschaftlich verbunden sind, ihnen geben (das können Väter, Brüder, Liebhaber, Ehemänner sein), zu objektivieren, weil Frauen immer Verantwortung für den Konflikt übernehmen. Sie sagen nicht: „Was hat der für ein Problem?“ sondern sie versuchen sofort bei sich selbst die Ursache dafür zu suchen. Das heißt, sie objektivieren die Vorbehalte ihres Freundes gegen sich und versuchen einen ernsthaften Grund zu finden, warum er sie als ‚zuviel‘ empfindet. Sie projizieren die Botschaft ‚zuviel‘ zu sein auf ihren Körper und beschließen abzunehmen.

**INTERVIEW (VIA EMAIL) MIT MALIN SCHWERDTFEGER,
6. JULI 2004**

MACNAB: Wen möchten Sie mit Ihren Büchern ansprechen? Haben Sie eine Zielgruppe?

MS: Nein, das ist ja das Schöne am schreiben. Es ist ja nicht wie zum Beispiel beim Film, dass es von Anfang an viel Geld kostet, eine Geschichte in diesem Medium erzählen zu können, so dass man sich von vornherein Gedanken über den „Markt“ machen muss. Der Literatur schaden solche Überlegungen nur.

MACNAB: Möchten Sie im Bewusstsein Ihres Lesers etwas ändern?

MS: Natürlich, ich möchte es „erweitern,“ aber natürlich nicht im esoterischen Sinne. Ich möchte dem Leser den Zugang zu einer Welt eröffnen, die er nicht kennt: Meiner - wie ich sie sehe.

MACNAB: Hat die Literatur heutzutage eine subversive Rolle?

MS: Eine klassische Nachkriegs-Frage, die erst gestellt wird, seit die Literatur eben keine so subversive Rolle mehr hat, zumindest bei uns nicht, weil es keine Zensur

gibt. Ich weiß nicht, ob sich andere Schriftsteller in Deutschland heute als „subversiv“ betrachten, ich jedenfalls finde, das Wort macht gleich schlechte Laune, weil es so abgegriffen ist. Das ändert nichts daran, dass man auch heute Sachen schreiben kann, die der Allgemeinheit unbequem sind. Mein Lieblingsthema wäre da der schlechte, von Einheitsbüchern und -filmen geglättete Geschmack der meisten Leute, die sich daran gewöhnt haben, dass Geschichten immer auf eine bestimmte Art erzählt werden. Ich bin kein Amerika-Hasser, aber dieses Land neigt leider zu einer gewissen Standardisierung der Kultur, und das nervt mich. Aber auch in Europa gibt es fürchterliche Bücher und Filme; am schlimmsten ist es, wenn sie pseudospirituell und -philosophisch daherkommen wie zum Beispiel gewisse dürre Bestseller.

MACNAB: Was halten Sie von dem Begriff *das literarische Fräuleinwunder*? Wie haben Sie auf die Sensationsmache der Medien reagiert?

MS: Ich wurde von diesem Hype damals getragen, er hat mir die Möglichkeit gegeben, veröffentlicht zu werden, ohne mich sehr dafür anstrengen zu müssen. Dennoch falle ich, glaube ich, literarisch ein bisschen aus der Gruppe heraus. Hoffe ich. Ich freue mich immer über solche „Booms“; weil das bedeutet, dass etwas passiert. Was daraus folgt und wie man über die Jahre damit umgeht, bleibt jedem selbst überlassen. Solche „Wunder“ - wie auch die Popliteratur - werden zwangsläufig hinterher irgendwann demontiert. Das ist auch gut, weil es die Sache lebendig macht. Am schlimmsten ist es, wenn Literatur nicht mehr erfolgreich sein darf und der Autor quasi ein schlechtes Gewissen haben muss, wenn sich etwas gut verkauft. Das ist doch die totale Post-Holocaust-schlechtes-Gewissen-wir-müssen-subversiv-sein-Hölle!

MACNAB: Gibt es ein „weibliches Schreiben“?

MS: Ich kann es nicht ausschließen. Bei mir selbst habe ich keine Ahnung, welche Sätze von meinen Östrogenen hingeschmiert werden und welche nicht. Aber natürlich beeinflusst das eigene Sein das eigene Schreiben. Die Zeiten, in denen das mit dem weiblichen Schreiben eine politische Angelegenheit und geradezu eine Verpflichtung war, sind jedoch offensichtlich vorbei.

MACNAB: Was bedeutet Feminismus/Postfeminismus für Sie?

MS: Historisch gesehen ist der Feminismus natürlich wirklich eine Befreiung gewesen, anders und unemotionaler kann man es gar nicht sagen. Was nun Postfeminismus genau ist, weiß ich ehrlich gesagt nicht.

MACNAB: Das Thema „Körper,“ besonders der weibliche, pubertierende Körper, habe ich als Schwerpunkt Ihrer Bücher gelesen. Welche Rolle spielt Ihrer Meinung nach der Körper in Ihren Büchern?

MS: Der Körper spielt eine wichtige Rolle, weil sich alle inneren Metamorphosen des Menschen an ihm vollziehen. Ganz praktisch gesehen ist es auch eine Überzeugung, fast eine Regel bei mir, dass ich lieber die körperlichen Reaktionen und die Handlungen einer Figur beschreibe und daraus auf ihre Gedanken schließe, als gleich in ihre Gedanken einzusteigen. Denn der Körper äußert sich oft viel klarer und gleichzeitig zarter.

MACNAB: In letzter Zeit haben viele TheoretikerInnen über den Körper als bedeutenden Teil der Identitätssuche geschrieben. Welche Rolle, glauben Sie, spielt der weibliche Körper für die Suche nach einem neuen weiblichen Selbstbewusstsein?

MS: Dieselbe wie der männliche Körper für die Identitätssuche der Männer. Ich weiß nicht, ob es ein „neues“ weibliches Selbstbewusstsein gibt oder geben muss. Ich glaube allgemein, dass es ungeheure Erkenntnisse - für Frauen und für Männer - bringen kann, wenn sie auf ihren Körper hören. Aber es ist bestimmt nicht neu, seinen Körper zu erforschen oder zu einer neuen Einstellung zu ihm gelangen - oder eben an ihm zu scheitern. Mich interessiert, wie einzelne Menschen damit umgehen, und auch, wie ganze Gesellschaften und Kulturen damit umgehen.

MACNAB: Mich hat diese Übergangsphase zwischen Kindheit und Erwachsensein, die Ihre Protagonistinnen erleben, fasziniert. Warum hat Sie diese Phase interessiert?

MS: Weil es eine der stärksten und umwälzendsten Metamorphosen ist, die wir durchmachen, zusammen mit der der Geburt und dem Sterben. Jeder Mensch macht diese Metamorphose durch. Sie birgt scheinbar weniger Rätsel als die Geburt oder der Tod, weil wir sie vollkommen bewusst erleben und uns auch darüber mitteilen können. Trotzdem bleibt sie geheimnisvoll und sehr individuell. Es ist fast eine Zeit der Ekstase, ein Ausnahmezustand: Der Körper ist unberechenbar und die Seele auch. Wir müssen die Kindheit verlassen wie eine versunkene Stadt, und das Erwachsensein ist begehrt, aber scheint noch wie ein völlig irrealer Traum. Man kann diesen Zustand aber auch „hochrechnen“ auf ganze Länder und Völker, die auch Entwicklungen durchmachen wie ein einzelner Mensch. So habe ich zum Beispiel die Pubertät meiner Heldinnen in *Café Saratoga* mit ihrer Emigration aus Polen, dem Land ihrer Kindheit, gleichgesetzt. Solche Zusammenhänge zwischen dem Individuum und der großen

weiten Welt finde ich immer interessant.

MACNAB: Gibt es einen Zusammenhang zwischen dieser Übergangsphase, den „Rites de passage,“ und dem Motiv von Reisen? Das kommt in *Café Saratoga* als Reise nach „Bundes“ vor und im Geschichtsband *Leichte Mädchen* als Reisen durch die ganze Welt...

MS: Die Schwestern, Majka und Sonja, werden Frauen, aber nicht unbedingt die Art von ... Oh, da habe ich diese Frage ja schon fast beantwortet. Genau darum geht es. Wirkliches Reisen geht eben nicht darum, an einen Ort zu kommen, den man schon kennt. Vielen Menschen gibt es Sicherheit, immer nur an bekannte Orte zu gehen und vertraute Gespräche zu führen, vorhersehbare Bücher zu lesen. Sie sind Wiedererkenner, sie wollen sich und das, was ihnen vertraut ist, überall wiedererkennen. Aber meist ist das Leben nicht so. Es gibt immer das Unbekannte, den unbekannt Ort, an den zu reisen man gezwungen ist, sei es, dass man in ein anderes Land geht oder eine schwere Krankheit bekommt oder sich unglücklich verliebt. Oder eben ganz anders erwachsen wird, als man selbst und die Leute, die man liebt, erwarten. Das sind die wahren Reisen.

INTERVIEW MIT JULIA FRANCK, 19. JULI 2004

MACNAB: Haben Sie eine Zielgruppe? Wen möchten Sie mit Ihren Büchern ansprechen?

JF: Ich denke, wenn ich schreibe, nicht über eine Zielgruppe nach. Obwohl es schon deutlich wird, dass meine Leserschaft nicht wirklich ein Massenpublikum ist. Wenn ich Lesungen mache und Leser kennenlerne, dann merke ich, es sind Menschen, die in Deutschland Deutsch lesen, deutsche zeitgenössische Literatur lesen. Also ein relativ geringer Prozentteil. Auch in Deutschland wird größtenteils amerikanische Literatur gelesen. Zumindest stelle mir nicht die Frage: An wen richte ich das?

MACNAB: Was halten Sie von der Art, wie Ihre Bücher vermarktet werden?

JF: Das entscheidet schon im großen und ganzen der Verlag. Aber es gab auch - gerade im Zuge dieser jungen Autorinnenwelle - eine bestimmte Lesart. Man hat die Texte der Autorinnen häufig als authentische, autobiografische Zeugnisse verstanden. In manchen Fällen war es sicher richtig, aber häufig hat man sich damit einfach auch darüber hinweggesetzt, dass eine Geschichte wie *Liebediener* oder auch die Geschichten

in *Bauchblandung* Erfindung sein können. Es wird dann einfach angenommen, das muss die Erlebenswelt der Autorin sein. In Bezug auf *Bauchblandung* ist die Vermarktung zum großen Teil dem Verlag aus der Hand genommen worden, zum Beispiel durch solche Fernsehsendungen wie Marcel Reich-Ranickis *Literarisches Quartett*. Damals wurde ich auch in die *Late-Night Show* bei Harald Schmidt eingeladen. Solche Sendungen sind zwar literarisch nicht wirklich fundiert, aber sie schaffen ein breites Publikum und entwickeln, glaube ich, auch bei einem Autor so etwas wie eine Star-Aura. Das verleiht einem Autoren eine ganz andere Bekanntheit als wenn die Bücher nur in der Tageszeitung besprochen werden. Die Vermarktung ging damals, glaube ich – und manchmal denke ich leider – immer auch über meine Person. In Deutschland spielt es eine große Rolle, wenn Autoren viel auf Leserreisen geschickt werden. Damit sind sie in der Öffentlichkeit präsent und begegnen dem Publikum.

MACNAB: Was halten Sie von dem Begriff *das literarische Fräuleinwunder*? Wie haben Sie auf die Sensationsmache der Medien reagiert?

JF: Also vorweg, ich habe diese Frage natürlich ganz oft gestellt bekommen. Ich beantworte sie jetzt ganz geduldig, weil ich weiß, dass Sie ja von einem ganz anderen Hintergrund aus fragen. Die Frage habe ich irgendwann auch nicht mehr beantwortet, weil ich dachte, man dupliziert und forciert diese Art der Etikettierung, indem man immer wieder darauf eingeht und immer wieder darauf antwortet. Es handelt sich dabei natürlich um eine Etikette, um ein Prädikat, was so etwas wie ein Qualitätsmerkmal oder sogar ein ästhetisches Merkmal zu sein scheint. Man hatte den Dadaismus, man hatte die Popliteratur und jetzt ist da das Fräuleinwunder, was aber völlig am Inhalt vorbeigeht. Es setzt sich ja mit dem Inhalt der Literatur überhaupt nicht auseinander, sondern nur mit dem Phänomen der Äußerlichkeit, der äußeren Merkmale des Autors. Weiblich, ledig, jung, schreibt – denn in dem Wort Fräulein steckt auch das Wort jung und vor allem ledig mit drin. Ich hatte damals meine beiden Kinder noch nicht. Zwar bin ich bis heute nicht verheiratet, aber ich hoffe nicht, dass das heute noch jemand sagen würde. Diese Etikette hat auch etwas Diffamierendes an sich. Es klingt chauvinistisch und oberflächlich, damit habe ich mich nicht identifizieren können. Es gibt nur einen Aspekt an der Sache, der mich eher interessiert. Kürzlich war in der NZZ ein sehr langer Artikel, der sich mit der Körperlichkeit in der zeitgenössischen Prosa auseinandersetzte, und der viel über sogenannte Körperprosa reflektierte, die Frage tauchte auf, ob es da eine Art europäische Zeitströmung gäbe. Und nun auch zeitgenössische deutsche Autoren wie die französischen, allen voran Houellebecq mit ähnlicher Herangehensweise schreiben. Man wollte wissen, ob es da also vielleicht eine Art Zeitgeist gäbe. Das finde ich interessanter als Fräuleinwunder-

kategorien.

MACNAB: Ein Kritiker hat von *Liebediener* gesagt, dass es „die Liebesgeschichte der neunziger Jahre“ sei. Sind Ihre Geschichten typisch für eine Generation?

JF: Nein, ich glaube, dass die Geschichte selbst nicht prototypisch war. Ich glaube, was man als modern wahrnimmt wird wahrscheinlich bleiben - und modern und modisch sind ja unterschiedliche Dinge -, während modisch etwas ist, das kommt und geht. Modern ist in diesem Sinne sicher die Entwicklung in der Gesellschaft. Die Emanzipation hat ihre Spuren hinterlassen, auch wenn das immer wieder in Frage gestellt wird. Eine dieser Spuren ist es, dass es in Deutschland heute für junge Frauen ganz selbstverständlich ist, während des Studiums alleine zu leben, - meinetwegen auch in Wohngemeinschaften - dass sie also weder in ihrer elterlichen Familie, noch bei einem Ehemann aufgehoben leben müssen, sondern ein sehr selbstbestimmtes Leben führen. Dazu gehört auch - gerade in einer Großstadt wie Berlin - ein Leben, das mit der Moralvorstellung der 50er oder 60er Jahre natürlich nichts mehr zu tun hat. Das heißt eine junge Frau muss nicht mehr warten bis sie verheiratet ist, um Sex zu haben. Ich glaube, dass das so oberflächliche Kriterien waren und sind, an denen man festmacht, aha, das ist eine neue Generation.

MACNAB: Was bedeutet Feminismus oder Postfeminismus für Sie?

JF: Lange Zeit habe ich mich nicht mit dem Feminismus auseinandergesetzt, weil ich aus einer sehr weiblich dominierten Familie komme. Bei uns war es keine Frage, ob Frauen ihr Leben, mit Kindern und Beruf allein bewältigen. Meine Großmutter durfte nach den Rassengesetzen nicht mehr heiraten, weil sie „Halb-Jüdin“ war - sie ist noch heute in der Jüdischen Gemeinde. Sie ist dann Ende der dreißiger Jahre von Berlin nach Italien emigriert. Dort verliebte sie sich in einen Deutschen, einen arischen Deutschen. Das heißt, sie musste die zwei gemeinamen Kinder unehelich zur Welt bringen. Ihr Mann starb in den letzten Kriegswochen, und nach dem Krieg bekam meine Mutter ein drittes, uneheliches Kind, von einem Kommunisten im Schwarzwald. Alle drei Kinder hat sie allein durchgebracht. Sie ist Bildhauerin und arbeitet heute noch, obwohl sie inzwischen neunzig ist. Sie ist also eine sehr starke Persönlichkeit, meine Großmutter, aber auch in einer gewissen Weise hart. All diese weichen Kuchenbackqualitäten, die andere Großmütter mitbringen, hatte sie nicht. Dafür hatte sie gar keine Zeit in ihrem Leben, sie hat immer sehr hart gearbeitet. Meine Mutter, die Ende der sechziger Jahre und in den siebziger Jahre Kinder bekommen hat, und als Theaterschauspielerin arbeitete, fand es auch nicht notwendig,

zu heiraten. Es war in der DDR so, dass man Kinder haben konnte, ohne verheiratet zu sein, weil die Kinder in der Regel gut untergebracht waren, in Wochenkrippen, im Kindergarten und so weiter. Die Emanzipation der Frau war in der DDR auf der gesellschaftlichen Ebene viel weiter vorangeschritten. Insofern hat meine Mutter sich auch gar kein Kopf darüber gemacht, fünf Kinder von vier verschiedenen Männern zu bekommen, ohne mit einem dieser Männer zusammenzuleben. Dabei hat sie außerdem noch weiter gearbeitet. Auch ihre Schwester, meine Tante, hat ihren Sohn allein großgezogen, war nicht verheiratet und ist heute Fachärztin für Neurologie und Psychiatrie. Mit diesem familiären Hintergrund erschien es mir lange Zeit abwegig, über die Fragen des Feminismus nachzudenken. Ich habe dann im Zuge des Studiums mitbekommen, und auch in der Schule natürlich schon, dass dies keineswegs typische Verhältnisse für Deutschland sind, dass es sehr wohl nach wie vor die patriarchalisch dominierten Familien gibt, in denen Frauen bestimmte Rollen zugewiesen werden. Ich habe mich dann von außen, fast aus einer männlichen Position - weil es mich selbst nicht betroffen hatte - damit auseinandergesetzt. In der Arbeitswelt und auch in den Strukturen der Universität konnte ich bemerken, wie Frauen hier anders behandelt werden als Männer. Ich denke, dass der Feminismus nach wie vor in vielen Bereichen wichtig ist. Wir müssen uns nur die Statistiken der Karrierepositionen und Löhne ansehen, in denen die Frauen weit hinter den Männern liegen, aber auch die abfallende Geburtenrate in Deutschland, in Italien und Spanien weist auf dieses Problem hin.

MACNAB: Hat die Literatur heutzutage eine subversive Rolle?

JF: Ich denke ja. So eine Formulierung „Es handelt sich vermutlich um *die* Liebesgeschichte der 90er Jahre“ ist zum Einen schmeichelhaft für das Buch, aber sie weist darüber hinaus auf veränderte Phänomene hin. Was da an den 90er Jahren oder an der modernen Zeit festgemacht wurde, ist etwas, das hoffentlich in fünfzig Jahren selbstverständlich ist, selbst in den kleineren Städten. Ich kenne natürlich die Kehrseite des Feminismus und der Selbstbestimmtheit der Frauen: Sie löst viele neue Fragestellungen auf der männlichen Seite aus. So hat man in vielen Ländern der westlichen Welt zunehmend das Gefühl, dass Männer mit der neuen und nicht mehr so eindeutig definierten Rolle ihre Schwierigkeiten haben. Die niedrige Geburtenrate zeugt davon. Die Frauen sehen nicht ein, warum sie ihr Leben einer Familie allein widmen sollen, warum sie den äußerlichen Glanz und das Fortkommen in einem Beruf - die Karriere - einem Mann überlassen sollen. Männern fällt - wie allen Menschen - das Umdenken und Zurücktreten schwer. Das heißt, die Frauen machen Karriere, die Männer auch, und zuletzt werden keine Kinder mehr geboren. Das könnte eine Folge des Feminis-

mus, schlimmer noch: der „Gleichberechtigung“ sein.

MACNAB: Gibt es ein „weibliches Schreiben“?

JF: Ich glaube ehrlich gesagt, dass das eine Projektion ist. Ich bin mir ziemlich sicher, es wäre möglich, meine Bücher aus einer männlichen Perspektive zu schreiben. Wenn dazu ein glaubhaftes männliches Pseudonym auf dem Buchdeckel stehen würde, wäre das für niemanden ein weibliches Buch, da bin ich mir ganz sicher. Das hat vielleicht in meinem Fall auch damit zu tun, dass meine Sprache oft als sehr kühl wahrgenommen wird und diese Kühle oder Nüchternheit der Sprache etwas ist, was man so von Frauen nicht erwartet. Von Frauen erwartet man ein bisschen mehr Herz und Wärme und auch ein bisschen Psychologie, und wenn das an der sprachlichen Oberfläche nicht vorhanden ist, dann empfindet man das als nüchtern und kühl, und im Grunde als so etwas wie männlich, glaube ich. Das ist eine Projektion, der auch ich mich oft nicht entziehen kann. Auch ich lese ein Buch von einer Frau anders, mit einer anderen Vorstellung, als das Buch eines Mannes. Während man von Männern vielleicht eher philosophisch-essayistische Werke erwartet, auch historische oder allgemein gültige Liebes- und Familienromane, erwartet man von einer Frau eher Alltagspsychologie. Jenseits der Erwartungen gibt es dazwischen natürlich ein weites Feld von experimenteller Literatur, von einfachen Romanen, in denen Geschichten erzählt werden, ohne dass sie deshalb sehr essayistisch oder sehr psychologisierend sein müssen, mehr von Männern als von Frauen allerdings.

MACNAB: In letzter Zeit haben viele TheoretikerInnen über den Körper als bedeutenden Teil der Identität geschrieben. Welche Rolle, glauben Sie, spielt der weibliche Körper für die Suche nach einem neuen weiblichen Selbstbewusstsein?

JF: Das ist eine komplizierte Frage, auf die man bestimmt vielfältig antworten kann, sie ist vielschichtig und von verschiedenen Seiten her zu sehen. Ich glaube, dass es relativ naheliegend ist, sich mit dem Anspruch an den weiblichen Körper auseinanderzusetzen, und der Sichtweise auf und den Erwartungen an den weiblichen Körper. Das spielt in den Büchern von A.L. Kennedy eine entscheidende Rolle, aber auch in denen von Karen Duve, zum Beispiel. Sie setzt sich intensiv mit der Gewichtsproblematik, mit den Erwartungen, die man an eine Frau, eine begehrenswerte Frau hat, und wie eine Frau versucht, diesen Erwartungen hinterherzueifern und sich den Erwartungen zu stellen auseinander. Dies ist, glaube ich, ein sehr wichtiges Thema und eins, das sicher auch feministisch verstanden werden muss. Ich vermute, dass gerade in Bezug auf den weiblichen Körper und

die Emanzipation die gesellschaftliche Veränderung ein noch wichtigeres Thema ist als das, was ich verfolge: Eine Frau selbstbewusst in einem Körper erscheinen zu lassen, obwohl sie ständig mit diesen äußeren Bildern konfrontiert ist, also ständig mit den Fragen: „Sind meine Brüste zu groß oder zu klein, ist mein Bauch zu dick oder zu dünn?“ Frauen sollten sich weniger Gedanken über ihr Aussehen machen, stattdessen eher Gedanken darüber, was ihre körperlichen Bedürfnisse sind, was sie mit ihrem Körper fühlen, was ihr Körper möchte, was ihr Körper verlangt. In meinen Büchern - zumindest ist das etwas, was ich aus den Rezensionen verstanden habe – gerät der männliche Körper zu etwas, was bislang in der Literatur dem weiblichen vorbehalten war, nämlich zu einer Projektionsfläche. Es gab eine Rezension in der Zeitung „Freitag,“ wo es darum ging, dass hier das Verhältnis von Mann und Frau fast umgekehrt sei; sagen wir einmal, dass den Bedürfnissen der Protagonistin, die als Selbstverständlichkeit dargestellt werden, die Bedürfnisse des Objekts der Begierde, des Mannes, des männlichen Körpers, untergeordnet werden. Der wird in gewisser Weise benutzt. Das empfindet der männliche Leser als seltsam. Über Jahrhunderte war man gewohnt, dass Männer über Frauen so schreiben. Umgekehrt fühlt es sich offenbar seltsamer an, als ich das empfinde. Ich meine das nicht als Provokation, sondern eher als Position, als Position meines Ichs.

MACNAB: Zu *Bauchblandung*: Was für eine Bedeutung hat die Erotik in den Geschichten?

JF: Das mit der Erotik ist natürlich nicht einfach zu erklären. Ich hatte mir ja nicht vorgenommen, erotische Geschichten zu schreiben. Das wurde vom Verlag so lanciert und auch von der Kritik so aufgenommen. Einige der Geschichten sind alles andere als erotisch. Erotik ist doch vermutlich etwas, wo es um eine positive Anziehung geht. Ich schreibe eher über den Körper, es geht da auch viel um Abneigung und Abstoßung und Aversion, vielleicht sogar Ekelgefühle, und Ekel hat ja immer etwas mit Angst zu tun. In zwei der Geschichten in *Bauchblandung* geht es um den Tod eines Menschen, da ist die Erotik allenfalls ein Reflex. Ich vermute, dass die Körperlichkeit in meinen Geschichten etwas Projizierendes hat, was sofort den Gedanken nach sich zieht, es müsse sich um Erotik handeln. Verstärkt wird dieser Verdacht, die Erwartung dessen bestimmt auch durch die Tatsache, dass ich eine Autorin bin, eine junge Autorin. Das soll uns gefallen, das will uns gefallen. Aber ich sage auch deshalb „AutorIn,“ weil es einige männliche Autoren gibt – ob das jetzt Heiner Müller oder selbst solche wie Martin Walser sind - die ganz selbstverständlich über Körperlichkeiten schreiben konnten, ohne dass sie deshalb auf Körperliteratur oder erotische Literatur festgelegt wurden. Es geht unter anderem natürlich auch um Erotik, aber es geht meiner Ansicht

nach um einige verschiedene Dinge, die sich im Körperlichen begegnen, spüren oder darstellen lassen.

MACNAB: *Liebediener* ist natürlich eine Liebesgeschichte, aber eine ungewöhnliche. Gibt's da eine Aussage über die Liebe?

JF: Es ist natürlich schwierig, als Autorin das eigene Buch auf eine Botschaft zu reduzieren. Es geht mit Albert und Beyla um „zwei“ Menschen, besondere Menschen – und ich glaube nicht, dass sie nur Stellvertreter für *den* Mann oder *die* Frau sind. Das könnten theoretisch auch zwei Frauen oder zwei Männer sein. Albert und Beyla ringen um Nähe. Es zeigt sich, dass Nähe für beide etwas Unterschiedliches bedeutet. Vielleicht wird Nähe von Männern und Frauen in verschiedenen Augenblicken wahrgenommen, nicht zeitgleich, nicht aus der selben Situation heraus. Deshalb spielt in diesem Buch auch Wahrheit eine Rolle, an der beide auf ihre Weise messen, wie nah und vertraut sie sich sind, sein wollen, sein können. Beyla möchte von Albert eigentlich alles wissen und würde das offenbar als größtmögliche Nähe und die anzustrebende Nähe empfinden, während er gerade den Respekt vor bestimmten Lebensbereichen und das Wissen um das Nichtwissen und trotzdem Tolerieren des Nicht-alles-wissen-müssens als die größte Nähe empfinden würde. Weil für ihn darin dann wahrscheinlich das größte Vertrauen liegt. Man muss über den anderen nicht alles wissen. Das würde in seinen Augen vielleicht eher Misstrauen bedeuten. Für ihn bedeutet es größere Nähe, ihr nicht unnötig und wissentlich Schmerzen zuzufügen. Er verschweigt ihr, dass er für Geld mit anderen Frauen schläft. Diese beiden Perspektiven stoßen da aufeinander und lassen sich, wie ich glaube, nicht in eine gemeinsame Wahrheit zusammenbinden. Sie ergeben vielmehr eine gemeinsame Wahrheit, eine inter-subjektive, aber eine, die geprägt ist von der Unterschiedlichkeit beider Ansprüche oder beider Erwartungen aneinander. Theoretisch formuliert klingt das sehr umständlich – im Roman erzählt es sich über die Geschichte und ihre Bilder. Doch das ist nicht der eine Satz und die eine Botschaft. In diesem Buch ist die Liebe und das Ringen um Nähe, um etwas Gemeinsames inmitten einer Welt aus Einzelgängern und vielleicht gar vereinsamten Großstädtern, ein vorantreibendes Thema.

MACNAB: Mit Ihrem neuesten Roman, *Lagerfeuer*, haben Sie eine andere Richtung eingeschlagen. Das Buch ist autobiografischer, wurde als historischer Roman angesehen. Haben Sie absichtlich etwas Neues machen wollen?

JF: Ja und Nein. Ich glaube, dass ich der Fremdheit oder dem Gefühl von Fremdheit

und dem Verhältnis von Fremdheit und Fremde auf die Spur kommen wollte und natürlich auch darüber nachgedacht habe, woher so ein Gefühl kommt oder woher es speziell in meinem Erleben und Empfinden kommt. Er (der Roman) hat natürlich viel mit meiner autobiografischen Geschichte zu tun. Da ich damals ein Kind war, konnte ich diese Dinge gleichzeitig nur atmosphärisch erleben und habe auch viele Erinnerungen, die allerdings in bildhafter Erinnerung sind und keine Erinnerung, die das Wissen und das Verständnis eines erwachsenen Menschen beinhalten. So habe ich für das Buch auch eine Menge recherchiert, also einfach Zeitzeugen befragt, habe mich kundig gemacht, in welcher Reihenfolge bestimmte Dinge damals in dem Lager abgehandelt werden mussten. Ich glaube, das ist vielleicht gerade auch aus Verwunderung über diese Generationsbücher noch einmal wichtig. Die haben sich alle, und zwar ziemlich ausschließlich, mit unserer Produktwelt – *Generation Golf* zum Beispiel – beschäftigt; oder mit einer politischen Mode, gewissen politischen Anstecknadeln: „Ja, wir sind jetzt für die Palästinenser“ oder „Wir sind jetzt gegen die Atomkraft.“ Das hat man sich in den 70er Jahren auch ein bisschen geleistet. Eines Tages war mein Eindruck, wenn ich dieses Buch nicht schreibe, und kein Buch über dieses Lager geschrieben wird, dann verschwindet unsere Erinnerung an diesen Ort. Dieses Lager zwischen beiden Deutschländern gab es nur bis zum Mauerfall, aber das Gebäude wird natürlich noch heute als Lager genutzt, für Russland-Deutsche. Und nicht nur in Deutschland existieren solche Lager, auch in anderen Ländern. Lager, in denen Flüchtlinge aufgefangen werden und in denen Flüchtlinge zusammenleben und bestimmte Strukturen lernen, bürokratische Wege gehen müssen, um eventuell Asyl zu bekommen und in unserer westlichen Gesellschaft Aufnahme zu finden. In Deutschland gab es die besondere Situation, dass Deutsche zu Deutschen kamen und das als Deutsche zweiter Klasse, was es für mich auch ein aktuelles Thema sein ließ. Nicht nur die Lager, und dass es solche Lager zum Beispiel für russisch-jüdische oder bosnische Flüchtlinge nach wie vor gibt, könnte eine Referenz für die Lesart des Romans bieten, sondern auch das deutsche Jammern darüber, dass die neuen Bundesländer, also die ehemalige DDR, sehr verarmt sind und es nicht so aussieht, als ob diese Wiedervereinigung auch auf einer ökonomischen Ebene so schnell vollzogen werden kann, wie man es sich anfangs erhofft hatte. Die Frustration, gerade auf der Seite der ehemaligen DDR-Bürger, ist sehr groß. Viele von ihnen haben sich bei Umfragen in den letzten Jahren dafür ausgesprochen, dass sie eigentlich wieder ihre DDR haben wollen, weil es ihnen da besser ging. Dieser Identitätsbruch und auch das Gerufe fanden keine Anwendung mehr in dem westlichen System. Diese Erfahrung, über die nicht geschrieben wird und über die nicht viel gesprochen wird, haben sehr viele Menschen in Deutschland mit der Wende gemacht. Gerade im Westen möchte man da nicht so genau hingucken. Das hat es für mich natürlich umso interessanter

gemacht. Das ist ein Teil unserer Gesellschaft; nicht nur die Schattenseite, es ist auch das Rufen selbst. Es ist nicht nur der Schatten mit unserer Gesellschaft als Körper. Dieses Nicht-da-angekommen-sein, wo es allen gut geht und wo man sich frei bewegen kann, - und frei ist man auch in einer westlichen Demokratie immer nur mit den gewissen Mitteln, mit Geld und einem Beruf und so weiter -, ist Teil unseres gesellschaftlichen Körpers. Ich hatte in den letzten Jahren den Eindruck, dass immer davon ausgegangen wird, unsere Generation wäre so schwerelos, eine Generation von jungen Menschen, die um nichts mehr kämpfen muss. Für einen Großteil der westdeutschen 30-Jährigen oder vielleicht 40-Jährigen des Ostens stimmt das anscheinend schon gar nicht mehr. Für die 50-Jährigen erst recht nicht; von denen haben viele ihren Beruf mit der Wende verloren, oder ihren Arbeitsplatz. Die Arbeitslosigkeit ist groß und das hat eine Kluft geschaffen. Ich dachte mir, eine Geschichte, die sich an so einem Mikrokosmos, an so einem Ort wie dem Lager abspielt - ganz konkret -, die erzählt im Subtext auch über die Schwierigkeiten einer Wiedervereinigung. Sie erzählt auch darüber, wie eine westliche Demokratie mit Flüchtlingen umgeht. Das waren die Gedanken, die ich mir vorher gemacht habe. Mir war von Anfang an klar, dass ich darüber nur in Form einer konkreten Geschichte, aus der Perspektive von konkreten, von mir erfundenen Personen erzählen kann. Ich möchte kein essayistisches oder sachliches Buch darüber schreiben, wie schlimm oder schrecklich unsere Demokratie auf der einen und die Diktatur auf der anderen Seite ist, sondern es sollte eben möglichst auch um subjektive Fragen wie zum Beispiel die der Moral gehen: „Wie gehen wir miteinander um und wer fügt sich in Opfer und wer in Täter?“ Gerade das wollte ich aufzeichnen und wollte solche Fragen aufdecken: „Sucht sich einer eine Opferrolle aus? Wird sie ihm gegeben? Wie könnte er sich davon befreien?“

*Interviews by Lucy Macnab
University of Leeds*

¹ Volker Hage, „Literarisches Fräuleinwunder.“ *Der Spiegel*, 22 March 1999, 7.